Das letzte Wagnis

In einer unverbindlichen Gesellschaft richtet sich alle Sehnsucht auf eine verbindliche Partnerschaft. Die Ehe wird zu einem Modell mit hohem Anspruch. Ein Abenteuer mit ungewissem Ausgang

Von Eva Baumann-Lerch

Sehen wir uns noch mal?«, hat Walter gefragt. Da war er 21 und hatte auf einer Karnevalsfeier die Barbara kennengelernt, eine kleine, quicklebendige Erzieherin. Walter fand sie hübsch, zart und beschützenswert. »Sehen wir uns noch mal?« Mit dieser Frage beginnt ein gemeinsamer Lebensweg. »Mich hat an Walter angezogen, dass er so jungenhaft war«, sagt Barbara heute. Sie trägt eine rosa Strickjacke, wirkt noch immer zart und lebendig. Auch Walter hat das Jungenhafte nicht ganz abgelegt, sitzt da in kurzer Hose und erzählt, wie es weiterging: Seit 42 Jahren sind sie jetzt verheiratet, sie haben drei Kinder bekommen, später noch ein Pflegekind. Walter hat als Programmierer gearbeitet, Barbara gibt Yogakurse. Wer die Geschichte von Walter und Barbara Klein aus Lünen hört, der findet sie erst mal ziemlich normal.

Doch so normal ist das längst nicht mehr: dass zwei Menschen heiraten, Kinder kriegen und dann ein ganzes Leben zusammenbleiben. Die Wahrscheinlichkeit, dass eine Ehe früher oder später wieder geschieden wird, liegt heute bei 39 Prozent. 191 948 Scheidungen registrierte das *Statistische Bundesamt* 2010 in Deutschland. Die meisten Paare werden zwischen dem dritten und elften Ehejahr geschieden. »Aber auch Altersehen geraten zunehmend in die Bredouille«, sagt Berend Groeneveld, der Vizepräsident der *Deutschen Arbeitsgemeinschaft für Jugend- und Eheberatung.* Und viele Paare gehen erst gar keine Ehe ein, leben lieber ohne Standesamt und kirchlichen Segen zusammen. Auch Kinder sind immer seltener ein Grund zum Heiraten: Knapp ein Drittel aller Babys in Deutschland kommt inzwischen außerehelich zur Welt. Fast zwanzig Prozent der Kinder wachsen bei einem alleinerziehenden Elternteil auf und neun Prozent in Lebensgemeinschaften ohne eheliche Bindung. Die lebenslange Ehe konkurriert mit den unterschiedlichsten Lebensformen: von unverheirateten Partnerschaften – hetero- und homosexuell, mit und ohne Kinder –, alleinerziehenden Familien, Patchworkfamilien bis hin zu Wohngemeinschaften unterschiedlicher Zusammensetzung. Und vierzig Prozent der Deutschen leben ohnehin allein in einem »Singlehaushalt«.

Brauchen wir die Ehe eigentlich noch? Oder wird die lebenslange Bindung von Mann und Frau allmählich zum Auslaufmodell? Der Schweizer Scheidungsanwalt Benno Gebistorf sieht das so. Es gebe heutzutage »keine soziologische Notwendigkeit« für die Ehe mehr, schreibt er in seiner Streitschrift »Das 11. Gebot oder Du sollst nicht heiraten«. Alle Aufgaben, die sich einer zeitgemäßen Beziehung stellen, könnten »in einem freien, außerehelichen Zusammenschluss von Partnern weit effizienter und besser erfüllt werden«, meint Gebistorf und plädiert leidenschaftlich für das Ende der »ehelichen Zwangsgemeinschaft«. Freigeister und Individualisten haben die Ehe schon früher als staatlichen Übergriff auf die menschliche Freiheit gedeutet. »Kein Liebespaar wird mehr geschasst zu lebenslänglichem Eheknast«, besang Wolf Biermann in der DDR seine Vision einer freiheitlichen Gesellschaft. Und die ehemalige CSU-Landrätin Gabriele Pauli überraschte die Öffentlichkeit 2007 mit dem Vorschlag, jede Ehe von vornherein auf sieben Jahre zu befristen.

Bis vor wenigen Jahrzehnten waren es vor allem lebenspraktische Gründe, die die Ehe zum Lebensentwurf für die große Mehrheit machten. Viele Frauen hatten keine Berufsausbildung und waren auf die Versorgung durch einen Ehemann angewiesen. Vor der Erfindung der Pille waren in einer Familie oft vier, fünf oder acht Kinder zu versorgen – was eine Berufstätigkeit der Mutter fast unmöglich machte. Auch Männer kamen allein kaum zurecht, weil sich der Haushalt noch nicht mithilfe elektrischer Geräte und Fertigmahlzeiten so nebenbei erledigen ließ. Im Übrigen waren die Ehen viel kürzer als heute: Noch im 19. Jahrhundert starb einer der Ehepartner nach durchschnittlich 15 Jahren. Heutigen Hochzeitspaaren stehen dagegen rund 45 gemeinsame Jahre in Aussicht. »Unter dem demografischen Aspekt kann man vorrechnen, dass das höhere Lebensalter zu einer längeren Partnerschaftszeit führt«, erklärt der Eheberater Josef Rauschel, »und damit das Risiko des Sich-Auseinanderlebens und der Trennung steigt.«

Wo es aber keine praktischen Gründe mehr gibt, muss die Partnerschaft allein auf Liebe bauen. Von einer Ehe wird heute in erster Linie erwartet, dass sie emotionale Bedürfnisse befriedigt: Sie soll einen Raum der Harmonie herstellen

und trotzdem nie langweilig werden. Sie soll Nähe geben und die individuelle Freiheit doch nicht einschränken. »Die Menschen suchen verzweifelt nach Intimität und wollen das Maximum an Glück in der Beziehung finden«, beschreibt es der Familienforscher Wassilos Fthenakis. Solche Hochgefühle seien jedoch unrealistisch und keinesfalls über Jahrzehnte hinweg in einer einzigen Partnerschaft umzusetzen.

Wie der Kühlschrank, so die Ehe

Doch eine anonyme und bindungslose Gesellschaft trägt immer noch weiter dazu bei, dass die Ehe mit hohen Erwartungen überfrachtet wird. Wenn soziale Netzwerke wie Großfamilien, Nachbarschaften, Kirchengemeinden und Vereine nicht mehr tragen, wenn am Arbeitsplatz ein kalter Wind weht, wenn befristete und prekäre Beschäftigungsverhältnisse die Menschen verunsichern, richtet sich alle Hoffnung auf Nähe, Sicherheit und Zugehörigkeit auf die Zweierbeziehung. »Die Erwartung an die Partnerschaft enthält heute nicht selten eine religiöse Dimension«, stellt Josef Rauschel fest.

Zugleich passt eine lebenslange Bindung kaum noch in die moderne Leitkultur. »Wenn unser Kühlschrank kaputtgeht, lassen wir ihn nicht mehr reparieren«, sagt Rudolf Sanders, Leiter der Eheberatungsstelle Hagen und Iserlohn. »Wir werfen ihn weg und kaufen einen neuen. Die Philosophie der Ex-und-Hopp-Gesellschaft überträgt sich auf unsere Beziehungen.« Schon der Arbeitsmarkt sei ein einziges Ehehindernis: Die zahlreichen Ausbildungen, Umschulungen und Wohnortwechsel, die heute für einen halbwegs erfolgreichen Berufsweg nötig sind, ließen sich nur bei wenigen Paaren synchron organisieren. »Gesellschaftliche Werte wie Profitmaximierung und Mobilität stehen in direktem Gegensatz zu den Werten, die die Ehe tragen, also Beständigkeit und Bindung«, meint sein Kollege Josef Rauschel.

Auch die Ehe von Barbara und Walter Klein erfüllte die Erwartungen nicht: »Bald nach der Hochzeit stellten wir fest, dass wir nicht miteinander reden konnten«, sagt Barbara. »Barbara ist ein gefühlvoller und spiritueller Mensch«, erklärt Walter. »Und ich bin Techniker. Wir kamen nicht in Resonanz, wir verstanden uns einfach nicht.« Zwar hielt Barbara als katholische junge Frau an der Unauflöslichkeit der Ehe fest: »Doch das fühlte sich an wie eine schwere Kette, an die ich erbarmungslos gebunden war.«

Irgendwann rief Walter die Eheberatung an, und die Kleins landeten im Besprechungszimmer von Rudolf Sanders. Der hörte sich ihre Probleme an und lud sie zu einem Seminar in die *Partnerschule* ein. »Menschen, die wegen ihrer Beziehungsprobleme eine Beratungsstelle aufsuchen, sind wie Seismografen und damit für unsere Gesellschaft von hohem Wert«, sagt Sanders. »Sie nehmen ihre Probleme ernst und weisen so möglicherweise auf gesellschaftliche Fehlentwicklungen hin.«

Schon früh hat sich Sanders vom Konzept reiner Paargespräche verabschiedet. Es schien ihm zu isoliert. »Emotionale und affektive Bedürfnisse werden nicht mehr in einem breit gefächerten sozialen Netzwerk befriedigt, sondern in der Regel exklusiv an den Partner gerichtet, der auf Dauer mit dieser Erwartung überfordert ist«, stellte er fest. Deshalb fasste er die Rat suchenden Paare zu Gruppen zusammen und gründete das *Netzwerk Partnerschule e. V.* Jeweils sechs Paare befassen sich hier in unterschiedlichen Seminaren gemeinsam mit ihrer Partnerschaft und werden dabei professionell begleitet. So können sie ihre Erkenntnisse teilen und auch außerhalb ein Netzwerk bilden, das sich gegenseitig begleitet und stützt.

Flucht in den Hobbykeller

Auch die Kindheit der Eheleute wird in der Partnerschule zum Thema. Denn oft sind es Altlasten aus der Ursprungsfamilie, die eine Ehe unbewusst überschatten. Ein Mann, der zum Beispiel von seiner Mutter ständig bedrängt und bevormundet wurde, schottet sich dann später auch von der Ehefrau ab, er flieht in den Hobbykeller oder in die Kneipe. Wenn solche Muster nicht erkannt werden, können sie eine Ehe zerstören. Der Mann sucht sich dann vielleicht eine neue Frau, steht aber bald auch mit ihr vor denselben Problemen. Ein geflügeltes Wort in der Partnerschule heißt deshalb: »Lieber mit dem alten etwas Neues als mit einem neuen das Alte.« Diesen Weg haben auch Walter und Barbara Klein gewählt. »Da haben sich neue Wege für uns eröffnet. Ohne die Partnerschule wären wir schon lange nicht mehr zusammen«, glaubt Walter. Auch im Sommer 2011 sitzt der 64-Jährige wieder mit seiner Frau und fünf anderen Paaren in einer Jugendbildungsstätte bei Warburg, wo die Seminare der Partnerschule meistens stattfinden. Ältere Paare wie Barbara und Walter sitzen hier mit jungen Eltern zusammen, Ingenieure und Ärztinnen gehören ebenso zur Gruppe wie ein Elektriker und eine Friseurin. Die meisten sind Paare um die vierzig, in der »Rushhour des Lebens«. Und sie alle sind hier, weil sie Angst um ihre Ehe haben. Weil sie sich fremd geworden sind durch Stress, Überforderung, die Aufgaben als Eltern und mangelnde gemeinsame Zeit.

Und dann müssen sie erst einmal lernen, sich überhaupt wieder wahrzunehmen. Das Trainerpaar Waldemar und Andrea Tuttas leitet zum Schauen an: »Wie sieht der andere eigentlich aus? Wie blickt er mich an?« Später liegen Männer und Frauen auf der Matte, massieren sich wechselseitig Arme, Rücken und Beine. So getrieben sind die

Ehepaare von heute, dass sie erst wieder lernen müssen, sich anzuschauen, über den anderen zu staunen und sich neu zu berühren.

Sandra Heltwieg ist alleine hier. Die 48-jährige blonde Lehrerin nimmt an der Partnerschule teil, »um beziehungsfähig zu werden«. Nach dramatischen Beziehungen und sieben Jahren, in denen sie ihre Tochter allein erzogen hat, ist sie hierher gekommen, weil sie keine Fehler wiederholen will: »Früher habe ich aus lauter Verlustangst viele Verletzungen hingenommen, nur um die Beziehung zu retten«, sagt sie und sieht dabei immer noch etwas traurig aus. Kann sie sich jetzt noch vorstellen zu heiraten? »Ja sicher«, sagt sie. »Ich wünsche mir eine monogame Beziehung mit Respekt, ähnlichen Wertvorstellungen und lebenslanger Perspektive. Das mag altmodisch klingen, aber alles andere macht mich kaputt.« Und die sexuelle Revolution, diese vielen neuen Freiheiten haben also gar nichts gebracht? »Doch«, sagt Sandra Heltwieg und verzieht ihre schön geschminkten Lippen zu einem breiten Lächeln: »Erfahrung!«

Am Nachmittag steht das Thema Sex auf der Tagesordnung der Partnerschule. Sandra und Barbara hocken mit den anderen Frauen zusammen und formulieren Fragen an die Männer. Auch die Männer haben Fragen an die Frauen gestellt: »Woran können wir merken, dass ihr Lust auf Sex habt? Was macht euch an?« Gemeinsam suchen die Frauen nach Antworten. Es ist ungewohnt, so offen über Sexualität zu reden. Aber es tut gut zu erfahren, dass es auch bei den anderen Paaren nicht immer nur heiße Nächte gibt. Und dass verloren geglaubte Lust durch intensive Auseinandersetzung ganz plötzlich wieder auftauchen kann …

Den besten Sex haben Leute, die verheiratet sind

Sexualität – das wird hier deutlich – ist heute ebenso mit Erwartungen überfrachtet wie die Ehe selbst. In einer kalten und abstumpfenden Umgebung wird die körperliche Liebe für viele Menschen zum einzigen Ort, wo noch Nähe zu haben ist, wo sie den »Kick« erfahren, der das Leben erst spannend und aufregend macht. Die Gewöhnung an den Ehepartner steht aber oft im krassen Gegensatz zu dem spannungsgeladenen Spontansex, der heute in Werbung und Medien als Ideal präsentiert wird.

Die Ehe biete dennoch einen optimalen Raum für erfüllende Sexualität, meint der Osnabrücker Sexualwissenschaftler Wolfgang Weig. »Denn jede Lust will Ewigkeit. Sie ist getrieben vom Wunsch nach Wiederholung.« Und er behauptet: »Den besten Sex haben Leute, die miteinander verheiratet sind.« Auch der amerikanische Sexualwissenschaftler David Schnarch beschreibt die monogame Bindung als optimale Voraussetzung für eine erfüllte Sexualität. Denn nur in einer exklusiven Beziehung könnten die Menschen Leistungsdenken, Versagensängste und gängige sexuelle Klischees hinter sich lassen und zu einer authentischen Sexualität finden. Dafür sei es aber nötig, dass beide Partner selbstständige Persönlichkeiten bleiben und sich als solche auch sexuell begegnen.

»Nur wenn ich sicher gebunden bin, kann ich mich auch persönlich weiterentwickeln«, sagt eine Teilnehmerin der Partnerschule. Aber braucht man dafür einen Trauschein? »Nicht unbedingt. Aber das öffentliche Bekenntnis ist schon wichtig.«

So schwer wie die Ehe heute zu leben ist – sie bleibt ein ersehntes Ideal. Nach den Ergebnissen der jüngsten *Shell-Studie* meinen 75 Prozent der weiblichen und 65 Prozent der männlichen Jugendlichen, dass man eine Familie braucht, um »glücklich zu sein«. Und die »Treue« steht mit 78 Prozent ganz oben auf der Skala ihrer Werte. Doch unter den veränderten Bedingungen ist die Ehe nicht mehr das, was sie mal war: keine Versorgungsinstitution für Frauen und Kinder, kein vorgeschriebener Lebensentwurf für alle, kein Arrangement mit klarer Arbeitsteilung. Wenn die Ehe heute noch Sinn haben soll, dann als bewusst gewählte Herausforderung, in der sich zwei Menschen für eine exklusive Beziehung entscheiden. Ein Projekt mit hohem Anspruch, das den Beteiligten besondere Tiefe und Entwicklungschancen bietet – und wie alle großen Wagnisse auch scheitern kann. Eine einzigartige Bindung, die sich in größere Netze einbinden muss, um nicht an Überforderung zu zerbrechen. Ganz ohne Krisen und schmerzliche Entwicklungsschritte wird das nicht gehen – und oft auch nicht ohne Hilfe von außen.

Aufregender als jede Affäre

»Das ist pures Adrenalin, mehr Abenteuer, als es jede Affäre sein kann«, beschreibt es die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* im Januar 2011 etwas schrill. »Wir sind in einer Zeit angekommen, in der die Ehe die gewagteste aller Überschreitungen ist.«

Wer die Ehe aber aus christlicher und politischer Verantwortung noch immer für eine wichtige Keimzelle hält, der sollte die lebenslange Treue nicht bloß mit dem moralischen Zeigefinger einfordern. Wenn die Ehe die Gesellschaft tragen soll, dann muss auch die Gesellschaft die Ehe tragen. Sie muss den Paaren einen verlässlichen Lebensrahmen und soziale Netzwerke anbieten, in denen sie aufgehoben und von überhöhten Erwartungen entlastet sind.

Barbara und Walter Klein haben das im Netzwerk Partnerschule gefunden. Doch auch nach 42 Jahren sind sie noch nicht fertig miteinander. »Wir können noch immer nicht gut miteinander reden«, sagt Barbara und seufzt ein bisschen.

»Aber ich weiß jetzt, dass ich daran auch selbst einen Anteil habe.« Nach vielen Konflikten, gemeinsamen Entwicklungen in der Partnerschule und einer kurzen Trennung stellt sie fest, dass die Ehe schon »ein Modell mit hohem Anspruch ist. Und das war oft sehr leidvoll«. Sie hält einen Augenblick inne, streift sanft die Hand ihres Mannes. »Aber ich glaube, bei einer Trennung wäre das Leid noch viel größer gewesen.« Und Walter, der Praktiker, hat seinen Kommentar mit einem dicken Pinsel auf das gemeinsame Haus geschrieben. Da steht in großen Lettern: »Barbara ist ein Schatz!« ■